

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 48 (1961)
Heft: 5: Wohnungsbauten im Rahmen der Stadtplanung

Artikel: Für eine Stadt von heute
Autor: Huber, Benedikt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-37576>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im vergangenen Jahr sind in der Schweiz zwei größere Wohnquartiere fertiggestellt worden, die beide auf Grund eines verbindlichen Gesamtplanes durchgeführt wurden: in Basel das Gellertquartier, in Zürich das Hirzenbachquartier. Mit diesen beiden Überbauungen konnten erstmals im größeren Maßstab die städtebaulichen Ideen verwirklicht werden, für die Architekten und Planer seit Jahren gestritten und geworben haben. Nun, da wir diese Realisierungen vor uns haben und die neuen Quartiere durchgehen und erleben können, ist der Moment gekommen, zu prüfen, ob die Grundlagen, auf denen wir unseren heutigen Städtebau aufbauen, ihre Bewährungsprobe bestanden haben.

Das Prinzip, das in den beiden Überbauungen angewendet wurde, geht letztlich zurück auf das bekannte Projekt der Architekten Haefeli, Moser und Steiger für eine Wohnbebauung in Prilly bei Lausanne, das leider nie zur Ausführung gelangte. Nachdem vorher das neu erfundene Wohnhochhaus verschiedentlich, zum Beispiel in Stockholm, in massierter Form als «Punkthaussiedlung» angewendet wurde, sah das Projekt für Prilly eine Kombination von hohen Punkthäusern, viergeschossigen Längsblöcken und zeilenartigen Einfamilienhäusern vor. Das Projekt bildete damit den Ausgangspunkt für die Idee der sogenannten «gemischten Bauweise». Die Vorteile dieser Bauungsart waren evident: durch die Hochhäuser konnte wertvoller Platz gespart werden, die verschiedenen Bauformen nahmen Rücksicht auf die Struktur der Bewohner, das Wohnquartier wurde zu einem durchgehenden Park mit locker verteilten Bauten, und vor allem ergab sich aus den verschiedenen Bauhöhen eine spannungsvolle Architektur und eine lebendige Silhouette. So wurde die gemischte Bauweise zum Ziel des schweizerischen Wohnungsbaus, zur Lösung, die von Planern angestrebt und von Architekten verfochten wurde. Viele Projekte nach diesem Prinzip wurden aufgestellt; nur wenige allerdings konnten verwirklicht werden. Anfänglich verhinderten Bau- und Zonenvorschriften eine solche Lösung; vor allem aber verlangt die gemischte Bauweise eine Gesamtplanung über ein größeres Gebiet, was wiederum durch den aufgeteilten Grundbesitz erschwert wird. So ist wohl da und dort in einem neuen Quartier ein Hochhaus entstanden; Gesamtplanungen im größeren Maßstab, für 3000 und mehr Personen, kamen jedoch kaum oder nur in herkömmlicher Überbauungsweise zustande. Die Realisierung der beiden Überbauungen in Basel und Zürich nach einem einheitlichen Richtplan bedeutet daher

an sich schon eine Leistung, die nicht unterschätzt werden darf.

Unsere heutige Vorstellung vom modernen Wohnquartier ist vor allem bestimmt durch die Reaktion auf die unerfreulichen Neustädte der Jahrhundertwende. Die moderne Architektur forderte als Antwort auf diese städtebaulichen Mißstände eine Entballung der Städte, das Trennen von Wohn- und Arbeitszonen, eine Auflockerung der Wohndichte und damit der Stadt und eine Durchgrünung des Wohnquartiers. Das Resultat dieser Forderungen waren zuerst die Gartenstadt, dann die genossenschaftliche Reihenhaussiedlung und später das Wohnblockquartier mit quer zur Straße gestellten Zeilen. Als man feststellen mußte, daß bei all diesen Systemen meist ein schematisches und wenig ansprechendes Bild entstand, gelangte man zu einer weiteren Auflockerung und zur gemischten Bauweise. All diese Überbauungsarten erstreben äußerlich eine Vermeidung des städtischen Aspektes; sie gehen jedoch auch in ihrem geistigen Hintergrund auf eine Negation der Stadt zurück. Die Stadt wird gleichgesetzt mit einer überholten Lebensform, mit Vermassung und Proletarisierung. Die Ideen vom Leben in der freien Natur ohne gesellschaftliche Bindungen, ein gedankliches Erbe der Aufklärung, spielen dabei eine ebenso große Rolle wie unbestimmte Vorstellungen von Hygiene und Freiluftkultur. Unter diesen Einflüssen wurde die Idee der Stadt als Lebensraum und als Lebensform bedenkenlos fallengelassen. Die Stadt wurde bestenfalls zum Planungsbegriff «Kulturzentrum», das heißt einer Massierung von Kulturanstalten, oder zum Begriff «City», einer Konzentration von Geschäften. Die Stadt als äußere Form unserer Gesellschaft, die Urbanität als Einstellung des Bürgers zu seiner Stadt haben ihre Bedeutung im Denken der Gegenwart und damit auch im Städtebau weitgehend verloren.

Welche Folgen hat nun diese Negation der Stadt in unseren städtebaulichen Lösungen gezeigt? Die Postulate der Entballung und Auflockerung sind in erster Linie hygienischer und materieller Natur; sie können allein für eine architektonisch städtebauliche Formulierung noch nicht genügen. So gestaltet der Städteplaner von heute vor allem nach formalen, ästhetischen Gesichtspunkten. Diese Tatsache muß festgehalten werden, obschon das Resultat uns nicht immer sehr ästhetisch anmutet. Mangels einer eindeutigen Grundlage und Richtung versucht der Städtebauer, die aufgelockerten Baukörper in eine gegenseitige formale Beziehung zu bringen. Es ist bezeichnend,

daß diese Gestaltung vor allem auf dem Modell vor sich geht, wo im kleinen Maßstab die Wirkung der verschiedenen Kuben und ihre gegenseitigen Verhältnisse ausprobiert werden. Man verteilt die Hochhäuser als architektonische Schwer- und Fixpunkte, man arbeitet mit Reiheneffekten und mit Wiederholungen, man ordnet die Proportionen hoch zu lang und breit zu tief, man spart einzelne Grünflächen aus und bevölkert sie mit Kindergärten und Spielplätzen, und in die Mitte der Siedlung verlegt man als geistigen Akzent das Gemeinschaftszentrum mit den Läden. Diese Modellmethode hat heute große Bedeutung erlangt, und wir sind gewohnt, sie als unfehlbar und das Modell als unbestechliches Kriterium zu betrachten. Die Methode hat jedoch verschiedene sehr gefährliche Schwächen. So kann die Wirkung des Modells, das vor allem aus der Vogelschau komponiert wird, nicht ohne weiteres in die Wirklichkeit übersetzt werden; die Fragen des Maßstabes lassen sich auf dem Modell nur mangelhaft erfassen, und oft spielen nachher im ausgeführten Zustand Details eine wichtigere Rolle als die sorgfältig studierte «große Linie». Was auf dem Modell noch als geordnete Lösung mit formalen Beziehungen von einer Ecke des Geländes zur andern aussehen mag, erweist sich nachher in der räumlichen Wirkung oft als beziehungslos und ohne inneren Zusammenhang. Mangels einer inneren Konzeption verführt das Arbeiten am Modell zu einem modern-dekorativen Stadtplan.

Die große Schwäche dieser ästhetischen Stadtbaumethode zeigt sich vor allem darin, daß sie in der Ausführung sehr empfindlich auf architektonische Mängel reagiert. Weil die Methode nur auf ästhetischen, formalen Grundlagen aufgebaut ist, verlangt sie eine perfekte Gestaltung nach den gleichen Prinzipien bis ins letzte Detail. Ein einziger unschöner Bau innerhalb einer so geplanten Überbauung, zum Beispiel ein nicht geglücktes Hochhaus oder eine Uneinheitlichkeit bei einer Zeilenhausreihe, wirkt sich sofort als städtebauliche Katastrophe aus und macht die sorgfältig geplante Wirkung und Einheit zunichte. Da im heutigen Wohnungsbau nicht immer die begabtesten Architekten tätig sind und eine größere Überbauung kaum je von der Gesamtplanung bis zu jedem einzelnen Bau durch den gleichen Architekten ausgeführt werden kann, wird sich diese Achillesferse unserer heutigen Stadtbaumethode immer besonders gefährlich auswirken. Sie zeigt sich auch bei unseren beiden Beispielen. Beim Hirzenbach wurden die meisten Bauten von «mehr wirtschaftlich interessierten» Architekten projektiert; sie sind denn auch wenig ausdrucksvoll und meist ohne Charakter. Zwar wurde versucht, durch eine abgestimmte Farbgebung und durch gewisse Formvorschriften eine einheitliche Wirkung zu erzielen, doch zeigt sich besonders bei den Hochhäusern die Schwäche der angewandten Methode. Im «Gellert» finden sich wohl einzelne Bauten von hoher architektonischer Qualität. Da jedoch sehr verschiedene und individuelle Formensprachen verwendet wurden, stehen sowohl gute wie schlechte Bauten unter sich in einer unruhigen Konkurrenz. Der Gesamteindruck wird daher mehr von den Details der einzelnen Bauten als von der städtebaulichen Konzeption bestimmt.

Es zeigt sich an unseren beiden Beispielen, daß die mangelnde Einheit unserer Baugesinnung weder durch Formvorschriften erzwungen, noch durch die Koordinierung auf einem Modell und Gesamtplan erzielt werden kann. Beide Methoden müssen als rein formale Mittel vor der vielschichtigen Aufgabe des Städtebaus versagen; die Grundlagen müssen auf einer anderen Ebene gesucht werden.

Wo liegen nun diese Grundlagen, wie können wir eine richtige Basis unseres Städtebaus legen, wie gelangen wir zu einer Konzeption, die über ästhetisch-formale Prinzipien hinausgeht? Als erstes benötigen wir dazu fundierte soziologische Untersuchungen, eine eigentliche Stadtforschung, jedoch nicht eine Pseudo-Soziologie, wie sie von Architekten oft praktiziert

und wo mit vagen Begriffen von Nachbarschafts- und Gemeinschaftsgefühlen operiert wird. Als zweites muß die Aversion gegen den Begriff «Stadt» geklärt und gelöst und das unglückliche Schlagwort von der «Entballung der Städte» begraben werden. Die Stadt als Lebensform nicht nur der Vergangenheit, sondern ebenso der Gegenwart muß neu bewußt werden. Die Frage, ob Arbeits- und Wohnzonen wirklich getrennt werden müssen, muß neu gestellt werden. Vielleicht ist eine neue Integration von Wohnen und Arbeiten in unserer Zeit möglich und richtig und ließe sich auch vom Städtebau her befürworten. Denn die Ausbildung unserer Außenquartiere als «Schlafstädte» ist ebenfalls ein unglückliches Resultat unserer heutigen Stadtkonzeption. Im weiteren werden wir wieder zu einer Verdichtung unserer Städte gelangen aus ökonomischen und prinzipiellen Gründen. Verschiedene Normen für Ausnutzungsziffern und Wohndichten werden wir revidieren müssen, ohne dabei die Forderungen der Hygiene zu verraten. Unsere Landknappheit zwingt uns dazu, und verschiedene neue Quartiere wie auch unsere beiden Beispiele «Gellert» und «Hirzenbach» zeigen, daß die Ausnutzung des Bodens mit den modernen Baumethoden ohne Schaden für den Bewohner verstärkt werden kann. Wir werden dabei nicht zu den Slums und den Miethausquartieren der Gründerjahre zurückkehren, sondern bei geschickter Planung eine Verdichtung der Stadtatmosphäre erreichen. Wir benötigen aber als Wichtigstes eine neue Vision der Stadt, die auf obigen Grundlagen beruht, eine neue Methode des Städtebaus, die sich nicht allein auf formale, ästhetische Prinzipien stützt. Diese neue Methode wird nicht in einem neuen System bestehen, nach dem wir unsere Klötzchen auf unserem Modell ordnen können, sondern in einer neuen Formulierung und Deutung des Stadtbegriffes.

Diese angeführten Schritte wollen kein Rezept für einen neuen Städtebau sein; sie sollen lediglich den Weg andeuten, auf dem wir zu einer neuen Konzeption für eine Stadt von heute gelangen.

In einem Vortrag vor dem deutschen Städtetag hat der Basler Soziologe Professor Edgar Salin sich eingehend mit der Frage der Urbanität auseinandergesetzt und nach einer heutigen Urbanität gesucht, die auch ihren Ausdruck in der städtebaulichen Form finden müßte*. Wir zitieren daraus: «Formung der Stadt, der Stadt Form geben, die Stadt in Form bringen heißt: die Stadt aus einer Agglomeration einer anonymen Masse wieder in einen lebendigen Organismus, in eine Gemeinschaft von Stadtbürgern verwandeln. Niemand kann leugnen, daß diese Aufgabe vor fast unlösbare Schwierigkeiten stellt. Die Städte der Urbanität waren immer von einem Kaufmannspatriziat mitbestimmt, dessen ganzer Habitus etwas Aristokratisches an sich hatte; auch wo seit der Jahrhundertwende der neue Reichtum das alte Patriziat zurückdrängte und sich die materialistische ‚haute volée‘ entwickelte, blieb ein gut Stück alten Bürgersinns erhalten. Das ist vorbei, gründlich vorbei – in Deutschland noch stärker als sonst in Europa, weil der Einstrom der Flüchtlinge die Zahl der – wie man früher in Frankfurt sagte – ‚Eingeplackten‘ gegenüber den ‚Eingeborenen‘ in außerordentlichem Maß vermehrt hat. Trotzdem scheint mir in einigen Städten, zum Beispiel Hamburg, zumindest die äußere Assimilation erstaunlich gelungen. Aber geschieht wirklich genug, um das Verwachsenensein mit der Stadt als gesellschaftlichem und politischem Gebilde zu fördern? Ich zweifle.»

«Nur aus der kleinen wächst die große Gemeinschaft, und nur in der Gemeinschaft findet die Stadt wieder zu ihrem Urwesen zurück, wird sie wieder Heimat für das Wichtigste, das uns heute zu entschwinden droht – gebiert und nährt und birgt sie wieder, was ehemals als Krone der Schöpfung erschien: der runde, freie, der lebendige Mensch.»

* Edgar Salin, «Urbanität». Abgedruckt in der Zeitschrift «Der Städtetag», Heft 7, Juli 1960.